

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 43 (1939-1940)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Ernst Hodel  
**Autor:** Welti, Albert J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662178>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

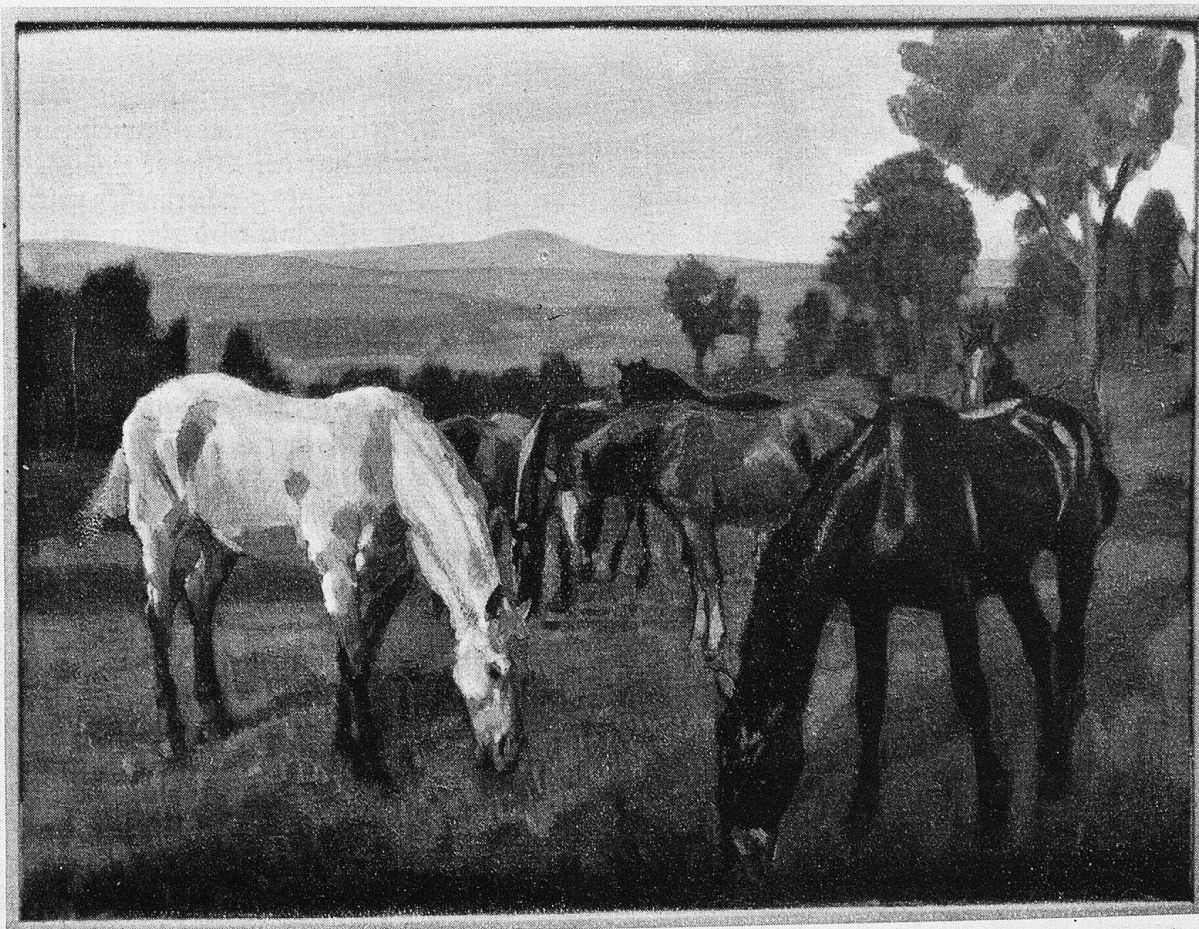
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

### Ernst Hodel.

Die Kunst Ernst Hodels macht es dem einfachen Beschauer leichter als dem Mann, der über sie zu schreiben hat. Nicht etwa, weil nichts darüber zu sagen wäre, sondern weil sie das zu Sagende vorausnimmt und selber sagt. Sie bringt sich mit einer Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, vor welcher die Möglichkeiten des geschriebenen Wortes als pleonastische Umständlichkeit erledigt scheinen. Oder sollte es trotzdem Wortmittel geben, um der Hodelschen Kunst beizukommen, ohne sich in Binsenwahrheiten zu erschöpfen? Ich könnte es auf die rechtschaffen biedere Weise versuchen wie die Bearbeiter der Rubrik „Unsere Bilder“ in den Familienzeitschriften des letzten Jahrhunderts und etwa so ansetzen: „Unser Künstler hat mit schalkhaftem Auge den Moment eingefangen, da Großmütterchen über ihrer Postille entschlummert ist und der mutwillige, aber gewiß nicht bösmeynende Enkel...“ Nein. Die Methode paßt nicht. Es gibt nichts Anekdotisches in Hodels Kunst, um

das sich beschauliches Erzählen ranken könnte. Vielleicht probiere ich es mit dem Kothurn des provinziellen Kritikers, der die selektete Stellungnahme maßgebender Kunstschriftsteller kopiert und wie sie darauf aus ist, mit totschlägerischen Vergleichen zu operieren. Etwa so: „Wenn man nach all den blutarmen Abstraktionen und krankhaften Sequältheiten gedankenmalerischer Großmannskunst auf die urgesunde lapidare Realität Ernst Hodels stößt, wird einem die kristallklare Lauterkeit seiner in sich gefestigten zielbewußten Intuitivität doppelt angenehm berühren...“ Recht nett gesagt. Wenn sich der geneigte Leser die Mühe nimmt, den Satz dreimal durchzugehen, wird er gewiß auch erkannt haben, was damit gemeint ist. Aber leider ist es auch auf diesem Wege nicht möglich, etwas über Hodels Malerei zu sagen, was nicht durch ihr bloßes Vorhandensein ausgedrückt wäre.

Am besten geht es, wenn der Maler über den Maler spricht. Das stimmt natürlich nicht für



In den Freibergen.

Nach einem Gemälde von Ernst Hodel, Luzern.

alle Fälle. Es soll sogar vorkommen, daß Maler über Maler schimpfen und in solchen Fällen nicht eben glimpflich hergehen. Aber das geschieht meistens am Bierisch oder dann in den offiziellen Jurys, wenn die Fütterung der Raubtiere — wollte sagen, die Verteilung staatlicher Subventionen stattfindet.

Somit hat der Schreibende den Ausgangspunkt gefunden, der ihm erlaubt, das zu erwähnen, was ihn an Ernst Hodel am meisten freut und er ganz besonders an ihm zu schätzen weiß: Nämlich die Malfreudigkeit, die von ihm ausgeht. Jedesmal, wenn ich Ernst Hodel in seinem Luzerner Atelier besucht habe, bin ich voll Anregung und Schaffenslust heimgekommen. Ein solcher Besuch ist aber auch für den Nichtmaler

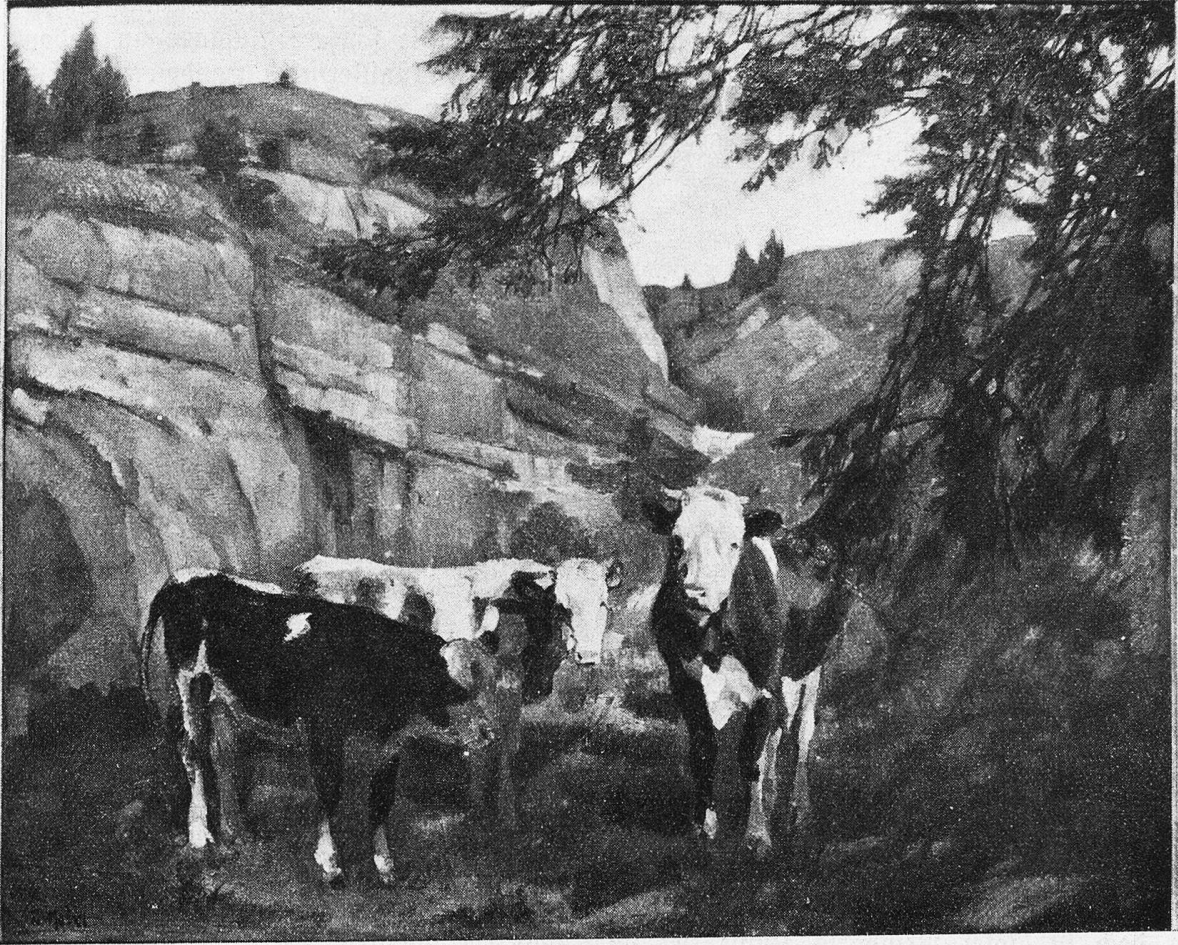
ein eindrucksvolles Erlebnis. Schon der seltsame Bau, in welchem sich die Werkstatt des Künstlers befindet, übt auf den ihn Betretenden einen die Erwartung hochstimmenden Reiz aus. Es geht auf nicht ohne weiteres einleuchtenden Umwegen über enge Stiegen und durch lange, rundlaufende Gänge, bis man endlich ans Ziel kommt und im eigentlichen Arbeitsraum des Malers anlangt. Aber die ganze Strecke über läuft man an dicht mit Malereien und Zeichnungen behängten Wänden entlang und gewinnt schon so einen respektablen Eindruck von dem vielseitigen Können und dem rastlosen Fleiß Ernst Hodels.

Es ist zwar heutzutage gefährlich für einen Künstler, wenn unter seinen guten Eigenschaften auch der Fleiß erwähnt wird. Aber da Hodels Fleiß nie verdünnend auf die Qualität seines Schaffens gewirkt hat, darf füglich seiner gedacht werden — freilich auf die Gefahr hin, daß trotzdem einige Vertreter fortgeschrittenster moderner Kunstwissenschaft, der es bekanntlich gelungen ist, Genie serienweise herzustellen, ihre amtlich besoldeten Nasen rümpfen.

Wenn man nun so das Vergnügen hat, Ernst Hodel vor seiner Staffelei zu treffen, in einer Atmosphäre, die vom Duft der Ölfarbe und kräftigen Rauchtobaks gleichermaßen geschwängert erscheint, wird einem sogleich die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Mannes auffallen, in dessen Schaffenskreis man getreten ist. Die geistig rege und stark kämpferische Persönlichkeit Hodels fühlt sich oft zu scharfer, wenn auch nie scheulederbeengter Stellungnahme gedrängt. Er gehört eben noch zu jener Art Maler, für welche die Berufsfragen nicht mit rein administrativen Angelegenheiten, als es da gibt: Juryzusammensetzungen, Kunstkredite etc., identisch sind. Der heute achtundfünfzigjährige Künstler ist beim Handwerk aufgewachsen. Sein Vater, ebenfalls ein sehr tüchtiger Maler, hatte sich auf das Anfertigen von Panoramen spezialisiert, und der Sohn war ihm schon früh behilflich, wenn es galt, monatelang auf irgendeinem hohen Berggipfel auszuhalten



Mädchen aus dem Oberhasli.  
Nach einem Gemälde von Ernst Hodel, Luzern.



Im Entlebuch.

Nach einem Gemälde von Ernst Hodel, Luzern.

und einer launischen Witterung die günstigen Augenblicke abzusteilen, um am Ganzen zu arbeiten oder zur nachträglichen Ausarbeitung dienliche Einzelstudien zu malen. Eine Reihe solcher Panoramen befinden sich noch heute im Atelierbau Hodels aufgestellt und bedingen so den seltsamen Grundriß der Raumberteilung, die den Besucher der gegenwärtigen Arbeitsräume im Vertrauen auf seinen Ortsinn erschüttert, indem er nicht begreift, wozu er die vielen Umwege zu machen hat, bis er endlich bei Meister Hodel an die Türe klopfen kann. Jene Panoramen aber dürfen sich auch heute noch sehen lassen. Als Attraktionen für ein sensationslüsternes Publikum mögen sie vielleicht veraltet sein, aber ihre hohe künstlerische Qualität und der ihnen innewohnende dokumentarische Wert bewahrt sie vor jeglicher Gerümpelhaftigkeit, und es ist zu hoffen, daß sie eines Tages wieder zu Ehren gezogen werden. Es wirkt auch auf uns Heutige und blasierter Nervöse noch durchaus packend, wenn wir aus einem der dunkeln Gänge im Luzerner Alpineum plötzlich vor einen

dieser „à tromper l'oeil“ aufgemachten Prospekte hintreten und wider besseres Wissen vermeinen, uns auf dem Gornergrat oder der Rigi zu befinden.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahr 1902 wandte sich Hodel, der dem Verstorbenen ein bereits sehr tüchtiges Können verdankte, nach München, wo er ohne weiteres in die Malkschule Wilhelm von Diezens eintreten konnte, was allerhand bedeuten wollte. Denn der „alte Diez“ war nicht nur ein ungemein feiner Maler, sondern auch ein Grobian von mehr als bajwarischer Derbheit und ließ ungenügend vorbereitete Aspiranten für seine Schule aufs unbarmherzigste abblitzen. Eine weitere und ihm vielleicht noch mehr zusagende Schulung fand Hodel dann im Atelier Wilhelm von Zügel's, des berühmten Tiermalers.

Freilich, die endgültige und sein Wesen bestimmende Ausbildung fand Hodel dann später im unmittelbaren Kontakt mit der immer und immer wieder gebefreudigen Natur. Unbeirrt von den immer mehr die Extreme suchenden Zeit-

strömungen ging Hodel den ihm von seinem künstlerischen Gewissen vorgezeichneten Weg. Und er verläßt ihn auch heute nicht, denn er weiß, was er sich an männlicher Würde schuldig ist. Ungeschwächt durch Beeinflussungen, aber auch

ungehemmt durch Versteifung und Erstarrtheit, erfüllt er die schwere Aufgabe, in undankbarer Zeit das künstlerische Handwerk hochhaltend, dennoch ein Kind seiner Zeit zu sein.

Albert J. Welti.

### Herbst.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben!  
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,  
Sein welches Laub ihm abzuschmeicheln!  
Ich liebe dieses milde Sterben.

Die Vögel zogen nach dem Süden,  
Aus dem Verfall des Laubes tauchen  
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,  
Die Blätter fallen stets, die müden.

Von hinnen geht die stille Reise,  
Die Zeit der Liebe ist verklungen,  
Die Vögel haben ausgesungen,  
Und dürre Blätter sinken leise.

In dieses Waldes leisem Rauschen  
Ist mir, als hör ich Kunde wehen,  
Daß alles Sterben und Vergehen  
Nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.

Nikolaus Lenau.

### Josef Reinhart.

Wenn man dem Erzähler Josef Reinhart zuhört, könnte man der Vermutung erliegen, als führe uns seine Dichtung weg von der Wirklichkeit in ein anderes Land. Die Luft wird reiner, der Atem geht leichter, und dem Auge scheint, als lege sich ein Goldschimmer über alle Dinge. Aber doch ist Josef Reinharts Kunst tief im Heimatboden verwurzelt und nährt sich aus den Auseinandersetzungen unserer Zeit.

In vielen theoretischen Schriften gibt er sich Rechenschaft über das, was not tut. Es sind Zeitaufgaben, welche ihm da die Feder in die Hand drücken. Mag er sich mit den „Sozialen Aufgaben der gebildeten Jugend“ befassen oder mit der „Pflege des häuerlichen Geisteslebens“, mit „Volksfeiern“ oder „Sonntag, Feierabend und veredelte Geselligkeit“ — immer leitet ihn das eine Bemühen: „daß wir als Glieder eines göttlichen Weltplanes mithelfen können, das Rad der Kultur um den Stand einer Minute der Sonnenhöhe näher zu treiben“.

Aus den verschiedenen theoretischen Schriften möchten wir hier nur zwei herausgreifen. Sie hängen innerlich zusammen und behandeln besonders wichtige Anliegen. „Ländliches Leben und Hausfrauengeist“ und „Die Poesie in der Kinderstube“. In der erstgenannten Broschüre widmet er mit Bekümmernnis seine Aufmerksamkeit der Landflucht, der geistigen Überfremdung des Bauerntums und der Entheimatung mancher Landbewohner. Da möge die Frau den Kampf aufnehmen gegen die Verödung des

Hauses. Sie werde zur Gärtnerin des Heimat-sinnes, und durch inneres Wachstum gewinne und behaupte sie ihre Stellung, um im Sinne ihrer Aufgabe zu wirken, „die ursprüngliche Anlage ihres Wesens, das seelische Leben, das Gemüt, die Feinheit der Empfindung, des Tactes und Geschmackes zur größten Ausbildung zu bringen“. — Die im Jahre 1938 im Verlage A. Francke A.-G. erschienene Schrift „Die Poesie in der Kinderstube“ spinnt an diesen Gedanken weiter. Josef Reinhart geht davon aus, daß die Kindheit den besten Hort unserer Kräfte bildet, und wird mit Befürchtung inne, wie verhängnisvoll die heute wahrnehmbare Zerstörung des Kindlichen im Kinde sich auswirkt. Die Mütter sollen den schlimmen Geist der Zweckhaftigkeit bannen durch bewußte Pflege der Poesie in der Kinderstube. Sie sollen die Seelengründe der Kinder farbig beleuchten, sollen ihm die Sinne öffnen und den Blick erschließen in das Wunderland eines höheren Lebens. Josef Reinhart gibt sich Rechenschaft über die Art und Weise, wie im Dienst dieses Zieles die Arbeit anzupacken sei. Er stellt Beispiel neben Gegenbeispiel, dringt auf Anschaulichkeit und verlangt, daß die Melodie der Muttersprache die Deuterdienste für das Sittliche übernehme, und will den Begriffen farbige Gestalt geben, will die trockenen Dinge lebendig beseelt sehen. Weder Krankheit noch Armut, weder Einsamkeit noch Alter vermöchten dem Menschen das Schönheitsland der Poesie zu rauben. Den Müttern und allen, denen Kinder